

Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 38

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EWIGE TRAUM

11. Fortsetzung

Mit leichtem Herzklopfen steigt Raffal die steile Holzstiege hinauf. So geräuschlos wie möglich öffnet er die Esszimmertür, um den Kleinen nicht in seinen Improvisationen zu stören. Aber er zuckt unwillkürlich zurück vor dem unerwarteten Anblick, der sich ihm bietet. Tino hockt in seiner Lieblingsstellung auf dem grossen Esstisch und spielt mit glühenden Backen seine Occarina. Und ihm gegenüber, die Hände unterm Knie verschlungen, den Kopf so tief geneigt, dass alles Licht sich auf ihrem Scheitel sammelt, sitzt Ariel Caliga ...

Raffal lehnt die Tür leise wieder an und bleibt unschlüssig davor stehen. Seine erste Regung ist ein tiefes Erschrecken, das sein Herz mit einer glühenden Woge von Freude überschwemmt. Aber schon in der nächsten Sekunde packt ihn der Argwohn. Was bedeutet das? Warum ist sie gekommen? Doch nicht aus Sehnsucht nach ihm oder aus wirklichem Interesse für Tinos Talent. Dahinter steckt etwas anderes, im Zweifelsfall Herr ten Leert und Genossen. Der alte Trick: man schickt, wenn alle anderen Mittel versagen, eine schöne Frau, die den widerspenstigen Partner so lang narkotisiert, bis er völlig benebelt ist und alles mit sich machen lässt. Wahrscheinlich hat man sie von Nizza aus telephonisch von dem Scheitern der Verhandlungen verständigt und ihr die nötigen Direktiven gegeben: sofort hinfahren, möglichst noch vor seiner Rückkehr, damit es so aussieht, als habe sie noch gar keine Ahnung. Das Märchen vom Swinegel - haha!

Mit einem zornigen Ruck stösst er die Tür auf. Das Occarinaspiel verstummt. Tino ist der erste, der sein Ein-

treten bemerkt hat und ihm entgegengesprungen kommt. Aber das freudige Funkeln der goldbraunen Kinderaugen erlischt, sobald er dem Vater ins Gesicht sieht. Er kennt diesen starren Blick und seine Art, die Wangenmuskeln anzuspannen. Und er weiss sofort: es ist schlecht gegangen bei dem Notar. Das Barometer der väterlichen Laune steht auf Sturm. Man wird sich vorsehen müssen, diesen Sturm nicht durch eine unbedachte Frage zu entfesseln, besonders nicht in Gegenwart dieses kostbaren Besuchs.

„Gut, dass du kommst, Niki“, stammelt er etwas unsicher, „ich bin — wir haben ...“ Er deutet, durch ein Stirnrunzeln aus dem Konzept gebracht, unbeholfen auf die Tänzerin, die ihm schnell zu Hilfe kommt.

Sie streckt Raffal mit unbefangener Anmut die Hand entgegen.

„Sie treiben sich in Nizza herum, während ich hier schon seit einer Stunde auf Sie warte, wie Hero auf Leander“, versucht sie zu scherzen. Vergebens — in Raffals Gesicht bewegt sich kein Zug. Mit schlaffen Fingern erwidert er ihren Händedruck.

„Bedaure, wenn ich geahnt hätte, dass Sie an meinem Heimkommen solches Interesse haben, würde ich mich natürlich mehr beeilt haben“, gibt er mit spöttischer Betonung zur Antwort. Aber Ariel scheint seine Gereiztheit gar nicht zu bemerken, oder sie tut nur so. Sie fasst den Jungen freundschaftlich um die Schultern.

„Die Zeit ist uns nicht lang geworden, wie Sie sehen — nicht wahr, Tino? Ihr Sohn ist schon ein richtiger kleiner

Wir erinnern uns

1941:

16. September. In Paris werden von den Deutschen 100 Geiseln als Vergeltung für ein Attentat gegen Wehrmachtangehörige erschossen.

18. September. In Iran wird Schah Ali Riza Khan Pehlewi, der persische «Mussolini», zur Abdankung gezwungen und Teheran von Russen und Engländern besetzt.

20. September. In und um Kiew endet die grosse Kesselschlacht mit der Vernichtung von vier russischen Armeen. Die Russen dementieren Hitlers Ausspruch vom «grössten Sieg der Weltgeschichte» und die Gefangenenzahl, die 600 000 Mann übersteigen sollte, mit dem Hinweis, dass die Deutschen auch die Zivilbevölkerung mitzählten, und mit der Tatsache, dass ganze Armeen durch den deutschen Ring nach Osten ausgebrochen seien. Als Frucht des Sieges fällt den Deutschen auch Pottawa zu. Charkow rückt zum erstenmal ins Blickfeld.

1942:

20. September. Stalins Befehl ordnet das «Ende der russischen Rückzüge» an und verlangt künftig die Verteidigung jedes Hügels und jedes Gebäudes in Stalin-grad und am Terek. Das Petrolgebiet von Grosny scheint als letzte Beute in deutsche Hand zu fallen.

1943:

20. September. Mussolini begründet die «republikanisch-fascistische» Partei und spricht die Absetzung des Königs aus.

21. September. Die Engländer melden als Frucht des Bomberangriffs auf Hamburg die Zerstörung von 23 Quadratkilometer der Stadt. In Moskau fordert der «Verband der deutschen Offiziere» das deutsche Volk zur Erhebung gegen die Nazis auf.

23. September. In der grossen russischen Sommer-Offensive werden Ziele östlich Kiew erreicht. Keile stossen nördlich und südlich der Stadt gegen den Dnjepr vor, genau 2 Jahre nach dem Verlust der ukrainischen Hauptstadt.

1944:

15. bis 19. September. Rumänien schliesst mit Russland einen Waffenstillstand, nachdem König Michael den Diktator Antonescou gestürzt. Die Russen ziehen in Sofia ein.

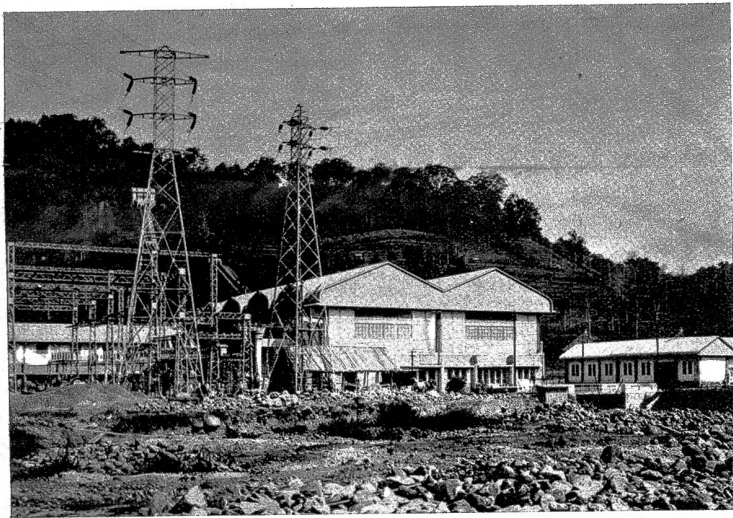
18. September. Die erste Nachricht über das Vernichtungslager von Maidanek, in welchem die Deutschen gegen 1½ Millionen Juden, Polen, Holländer, Franzosen und Russen umgebracht, erschüttert die Welt.

21. September. Im Westen unternimmt die Armee Montgomerys einen Blitzvorstoss nach Nijmegen, um sich mit der bei Arnheim gelandeten Luftdivision zu vereinigen, ein Unternehmen, das nach bösen Wochen mit dem Rückzug der Reste dieser Gelandeten auf das Südufer des Waal enden wird.



Bei festlichen Volksanlässen dürfen Tanzspiele keineswegs fehlen. Es wird dabei kaum gesprochen, die Musik ist monoton, Bewegung in unserem Sinne ist spärlich, jedoch voll Anmut und Ausdruck, die Handlung ist weitläufig und schleppend, Masken und Requisiten haben mehr symbolischen Wert. Das Ganze ist durchaus würdevoll und mit wenig Mitteln wird erstaunlich viel erreicht

Das von der alliierten Luftwaffe zerstörte Elektrizitätswerk von Mandalasiman in Ostjava. Das Werk wurde in den Jahren 1926/28 erbaut und im Juli 1928 eröffnet. Es arbeitete mit 4 Maschinen zu je 8000 PS. Die Maschinen wurden von Schweizer Firmen geliefert (Photo E.S.)



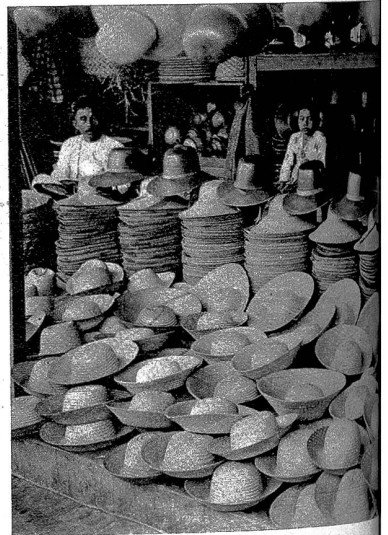
Holland hat seit jeher auch Eingeborene als Beamte beigezogen. Unser Bild zeigt einen javanischen Distrikts-Verwaltungsbeamten vor der Empfangs- u. Verhandlungshalle seines Amtsgebäudes

Rechts: Ein sprechender Beweis holländischer Kolonisationsarbeit: Eingeborene Kartenzweiger einer grossen staatlichen Versuchsanstalt Niederländisch-Indiens. In der Beherrschung der verschiedenen Schriftarten und im Kolorieren sind sie Meister ihres Faches, wobei ihnen auch ihr eingeborener Schönheitssinn sehr zuzustatten kommt. Der Mann links im Vordergrund bedient sich Pantographen

Malaien heute

Malaien gestern

Unten: Hutladen auf Java. Diese Hüte werden aus feinsten Bambusfasern geflochten. Sitz dieser Industrie ist der kleine Platz Tangerang westlich von Batavia. Die Hüte wurden in normalen Zeiten in nicht unbeträchtlichen Mengen nach Europa, in der Hauptsache nach Frankreich, exportiert. Erst dort erhielten sie die jeweiligen gerade „amerikanische“ Formung. Mancher kam so zu seinem „ersten“ Panama, aber auch „Sie“ hatte zumeist keine Ahnung davon, dass ihr stolz getragenes Hütechen aus dem heissen Java stammte und von den zarten Händchen kleiner Malaienmädchen geflochten worden war



Künstler, wir wollen sehen, dass wir bald einen grossen aus ihm machen. Ich habe schon mit Yvo gesprochen. Er muss ihm jeden Tag Violinstunden geben, so lang wir noch hier sind. Es wird ihm Spass machen, er hat sowieso nichts zu tun.“

„Ja, und eine Geige bekomme ich auch“, platzt Tino strahlend heraus, „eine richtige grosse Geige. Hörst du, Niki?“

Seine Augen betteln um ein Aufleuchten der Freude oder der Zustimmung in den finster verhangenen Zügen des Vaters. Der aber sieht an ihm vorbei und sagt fast barsch:

„Geh jetzt zu Andre und sag ihm, er soll nach dem Nachtesen noch herüberkommen, wenn er Zeit hat. Ich habe mit ihm zu sprechen.“

Und als der Junge schon an der Tür ist, ruft er ihn noch einmal zurück. Sein ziellos umherschweifender Blick hat die grosse Papierrolle entdeckt, die auf dem Büffet liegt. Er nimmt sie mit zwei Fingern, wie etwas Widerwärtiges, und reicht sie seinem Sohn.

„Da — nimm das gleich mit. Sage ihm, ich lasse ihm danken. Ich habe keine Verwendung dafür.“

„Für die Baupläne?“ fragt Tino zögernd, mit erschrockenen Augen.

„Ja, für die Baupläne. Ich brauche kein Laboratorium und keine Kraftstromanlagen. Meine alte Hexenküche genügt mir bis auf Weiteres. Sag ihm das.“

Er wirft seinen Hut aufs Sofa und fährt sich mit einer ungestümen Gebärde durch das schon leicht ergrauende Haar.

9.

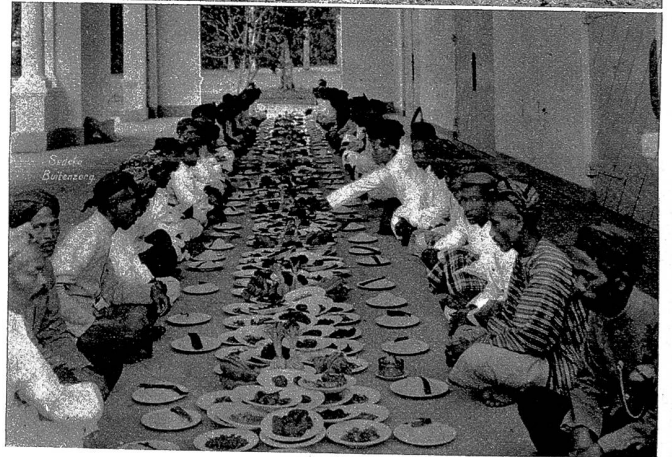
Kaum hat sich die Tür hinter dem Jungen geschlossen, wendet er sich mit mühsam beherrschter Stimme an die Tänzerin:

„Ich habe Sie schon einmal gebeten, dem Kind keine Raupen in den Kopf zu setzen. Ich will auch nicht, dass Sie ihm Violinstunden geben lassen. Es ist sehr freundlich von Ihnen, danke, aber ich muss es ablehnen.“



Rechts oben: Bevor der Tee in die Fabrik zur fertigen Aufbereitung gelangt, werden die von den Pflückerinnen geernteten Teeblätter zur Kontrolle eingeliefert und sorgfältig geprüft

Rechts Mitte: Rasch sind diese einfachen Häuser aus roh behauenen Balken und den Halmen des unentbehrlichen Bambus zusammengefügt. Die Wandverkleidung besteht lediglich aus geflochtenen Bambusmatten



Mit jedem wichtigen Ereignis ist unweigerlich der Selamatan verbunden, in tieferem Sinne eine Opfermahlzeit zur Abwehr und Versöhnung böser Geister. Hier wird die Beförderung eines hohen Beamten gefeiert

Der Wandel der Zeit hat, wie überall im fernen Osten, auch in Niederländisch-Indien einen erstaunlichen Umschwung bewirkt. In weniger als zwei Jahrzehnten entstanden, am sichtbarsten wohl auf Java und Sumatra, Autostrassen und Flugplätze, grosse, moderne Bahnhöfe, gewaltige Hafenanlagen und Hotelpaläste, grosse Bankgebäude und Kinos, Stauanlagen und Elektrizitätswerke, industrielle Anlagen, modernste Krankenhäuser, Volks- und Hochschulen. Die Bevölkerung wuchs um Millionen. Die Städte wuchsen in amerikanischem Tempo. Und dieser technische und geistige Aufschwung färbte ab auf die eingeborene Malaienbevölkerung. Zwar hatte eine bevorzugte Oberschicht derselben schon seit jeher einen traditionsmässigen Anteil an der von der Regierung bestimmten Besetzung der Verwaltungsstellen. Nachdem aber schon während des letzten Weltkrieges die Regierung, wenn freilich mehr als Konzession an damalige politische Strömungen, eine Volksvertretung geschaffen hatte, erweiterte sie später den farbigen Anteil an der Besetzung dieses Rates. Mit ihrer Unterstützung befreiten sich in diesem Umbruchprozess aber auch andere geistige Kräfte aus jahrhundertelanger Verkümmertheit: es gab daher in der Folge eingeborene Lehrer, Ärzte und Apotheker, Chemiker und Laboranten, Maschinisten usw., daneben als Erscheinung dieses Zeitenwechsels auch politische Fanatiker, welche der Regierung in den Vorkriegsjahren oft genug in unerwünschter Weise zu schaffen machten. Selbst das Eingeborenen-Theater wurde von dieser allgemeinen Emanzipationswelle ergriffen und suchte, mehr oder weniger glücklich, sich aus alter erstarrter Tradition zu einem modernen Realismus hindurchzuarbeiten.

Erstaunlicherweise wurde indessen das Alltagsleben der breiten Masse von diesem Strom nur wenig berührt. Sie übernahm wohl manche Vorteile, welche er ihr brachte, hielt jedoch im übrigen fest an den durch Religion und Herkommen und die materielle Lage bedingten Gegebenheiten. Noch stets ziehen in den Reisfeldern die Wasserbüffel die primitiven Pflüge, sitzen wie von alters her die kleinen Kleinhändler geduldig vor ihren einfachen Verkaufslokalen, bleiben die armen Stände der Bevölkerung sich mehr oder weniger gleich und ebenso auch ihre Lebensgebräuche und so beliebten Puppen- und Tanzspiele. Es blieben auch die Nachteile der malaischen Rasse: ihre Unaufrichtigkeit, ihre Trägheit, Spielsucht und Eitelkeit.

So zeigt denn das heutige Niederländisch-Indien ein sonderbares Sichgegenüberstehen des Heute und Gestern. Die jetzt zu Ende gegangene Kriegszeit, welche auch Niederländisch-Indien in direkte Mitleidenschaft zog, wird dieses Verhältniss zweifelsohne weiterhin beeinflussen haben und man darf auf das Ausmass der Einwirkung dieses Geschehens mit Recht gespannt sein.

Ariel Caliga sieht ihn aufmerksam an, mit Augen, die aus einem leuchtenden Blaugrün plötzlich ins Schwarze wechseln.

„Und warum?“ fragt sie kurz.

Er zuckt hochmütig die Achseln. „Weil ich es für ein Verbrechen halte, dem Jungen diesen Traum erst zu erfüllen, ihm ihn dann mitten in den Anfangsgründen wieder stehen zu lassen. Damit er mir aufsässig und unzufrieden wird, wenn die Herrlichkeit plötzlich aus ist. Ich kann ihm keinen Unterricht geben lassen, ich werde es niemals können.“ Seine Stimme färbt sich dunkel vor Bitterkeit. „Ich werde mein Lebtage der Bettler bleiben, der ich bin.“

„Ach Unsinn“, sucht sie ihn zu beruhigen, „ganz im Gegenteil! Ihre Sache ist doch auf bestem Wege! Oder nicht?“

„Sorscht sie vorsichtig. „Haben Sie Aerger gehabt in Nizza, weil Sie so verstimmt sind? Geht es nicht vorwärts mit den Verhandlungen, oder“

Sie verstimmt vor seinem tief verächtlichen Blick.

„Spielen Sie mir doch keine Komödie vor“, sagt er

rauh. „Als ob Sie nicht genau wüssten, wie die Partie steht. Als ob nicht ten Leert Sie eigens dazu hergeschickt hätte, um mich gefügig zu machen!“

„ten Leert?“

„Ja, natürlich. Oder wollen Sie vielleicht leugnen, dass Sie mit ihm im Bunde sind?“

„Ja, das will ich“, fällt sie ihm mit erhobener Stimme ins Wort. „Alles, was Sie da sagen, ist die reinste Phantasie. Ich habe ten Leert seit drei Tagen weder gesehen noch gesprochen.“

„Auch nicht am Telephon?“

„Auch das nicht. Unser Hotelportier kann es Ihnen bezeugen, denn er hat sich vergeblich für mich mit der Verbindung abgequält.“

„Also wollten Sie ihn doch sprechen?“

„Jaaa — weil ich endlich wissen wollte, wie die Sache steht. Weil ich in Sorge um Sie war, da Sie hartnäckig nichts von sich hören liessen, obwohl Sie versprochen hatten, mich anzurufen. Dabei ist doch nichts so merkwürdiges.“

Sie tritt dicht vor ihn hin und legt ihm wie beschwörend die Hand auf den Arm. „Was ist denn mit Ihnen? Warum behandeln Sie mich auf einmal wie einen Feind?“

„Jeder, der aus diesem Lager kommt, ist mein Feind.“ Raffal befreit mit einer brüsken Bewegung seinen Arm und wendet sich ab, dem Fenster zu. „Ich will mit der ganzen Gesellschaft nichts mehr zu tun haben. Ich habe genug. Dieser Kuhhandel widert mich an. Jetzt durchschaue ich alles — den ganzen feinen Plan. Jetzt weiss ich auch, was es mit dem grosszügigen Mäzenatentum dieses [Holländers auf sich hat. Meine Erfindung wollen sie schnappen, er und die anderen. Ich soll mich ihnen ausliefern mit Haut und Haar. Da —“, er reisst ein zerknittertes Papier aus der Brusttasche und schleudert es auf den Tisch — „lesen Sie diesen Vertrag, wenn Sie ihn nicht schon kennen. Lesen Sie diesen § 8, den ich angestrichen habe. Und dann sagen Sie mir, ob ich ein Narr bin, ein Verfolgungswahnsinniger, der seine edlen Wohltäter für Gauner und Schurken hält!“

Die Fäuste in den Taschen geballt, wandert er umher, während Ariel hilflos in dem ziemlich umfangreichen Maschinenmanuskript blättert, von dessen Inhalt sie ausser ein paar Ziffern nicht das Geringste versteht. Schon nach der ersten Seite gibt sie auf.

„Das sind alles böhmische Dörfer für mich“, gesteht sie lächelnd, „es wird besser sein, Sie erklären es mir selbst. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, sind Sie mit den Bedingungen, die ten Leert Ihnen bietet, nicht zufrieden?“

„Bedingungen...!“ Er macht eine Gebärde der Ungeduld. „Als ob es mir nur in erster Linie darauf ankäme! Als ob ich nur den Ehrgeiz hätte, Millionär zu werden...! Ich will meine Erfindung starten, das ist alles. Ich bin zufrieden, wenn sie mir soviel einträgt, dass ich in Ruhe weiterarbeiten und meinem Sohn eine anständige Erziehung geben kann. Mehr verlange ich nicht für mich. Aber niemals —“ seine Stimme erhebt sich zu zorniger Schärfe — „niemals werde ich zugeben, dass diese Erfindung zu privatkapita-

listischen Zwecken ausgebeutet wird, dass sie, statt der Menschheit zugute zu kommen, nur dazu dient, ein paar fette Geldsäcke noch fetter zu machen!“

Er holt tief und angestrengt Atem und bleibt, wie auf Antwort wartend, vor der Tänzerin stehen.

Sie blickt eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann hebt sie den Kopf.

„Glauben Sie wirklich, dass eine Sache, die mit Gold zu tun hat, der Menschheit zugute kommt?“ fragt sie mit einem skeptischen Lächeln.

Er sieht sie einen Augenblick sprachlos an, dann sagt er mit ruhiger Entschiedenheit:

„Ich würde heute noch meinen Apparat zu Brennholz zerhacken, wenn ich es nicht glaubte. Eine Erfindung, die nicht in irgendeiner Form dazu beiträgt, die Menschheit vom Fluch der Sklaverei zu erlösen — die ist meiner Meinung nach vollkommen überflüssig, und sei sie noch so genial. Aber das verstehen Sie nicht.“ Seine Lippen zucken geringschätzig. „Sie sind wie die Anderen. Ihnen ist es hauptsächlich um Ihre Vorzugsaktien zu tun.“

„Um meine — was?“ Sie muss sich erst besinnen, auf was er anspielt. Dann schlägt sie laut auflachend die Hände zusammen. „O Gott — darauf sind Sie hereingefallen? Auf diesen groben Bluff? Haha, ich und spekulieren! Ich kann eine Aktie nicht von einem Tauschein unterscheiden.“

„Warum haben Sie es dann gesagt?“

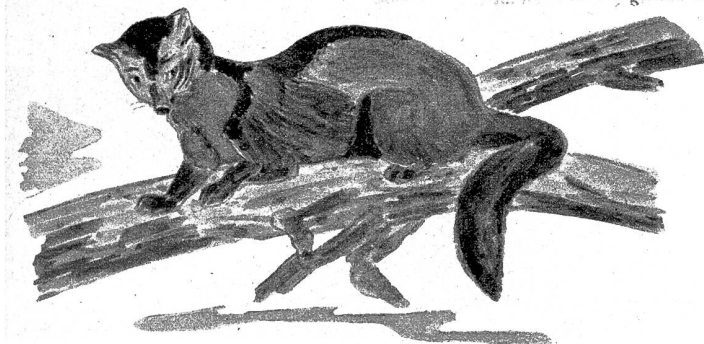
Sie zuckt leichtfertig die Achseln. „Bloss so — aus Aerger. Weil Sie hartnäckig nicht verstehen wollten, warum ich mich so für Ihr Schicksal interessiere.“

„Und jetzt würden Sie vermutlich wieder etwas anderes sagen — und wieder die Unwahrheit.“

„Vermutlich ja.“

„Und weshalb?“

„Weil Sie mir die Wahrheit erst recht nicht glauben würden“, sagt sie mit einem sonderbaren kleinen Auflachen. Raffal schüttelt heftig den Kopf. (Fortsetzung folgt)



Der Edelmarder

Im Spätsommer dieses Jahres fuhr ich per Velo über den Brünig Richtung Vierwaldstättersee. Kaum hatte ich die Passhöhe überschritten, als etwa 40 Meter vor mir ein Edelmarder über die Strasse sprang. Ich hielt an der Stelle, wo er verschwand, sofort an und, nachdem ich ihn nicht mehr erblickte, klatschte ich mehrmals mit den Händen. Plötzlich tauchte der Marder hinter einem bemosten Stein auf, schaute mich erschreckt an, um darauf die Flucht zu ergreifen. Diese überraschende Begegnung veranlasste mich, hier einiges über das heute in der Schweiz so selten gewordene Raubtier zu berichten.

Die wenigsten haben dieses prächtige Tier jemals gesehen. Es ist dies nicht verwunderlich, wenn man vernimmt, dass der Aufenthaltsort des Edelmarders einsame Wälder mit dichtem Unterholz ist. Viel bekannter ist dagegen der etwas kleinere Hausmarder oder Steinmarder. Dieser hat sich den Menschen sehr stark angepasst, indem er sein Schlaflager in Scheunen, Ruinen, Steinhäufen oder auf Dachböden aufschlägt. Schwer wären beide Tiere voneinander zu unterscheiden, denn die Pelzfarbe beider ist ein schönes Braun, hätte nicht die Natur ein sehr markantes Unterscheidungsmerkmal geschaffen. Der Edelmarder (auch Baumarder genannt) besitzt einen dottergelben, abgerundeten Kehlfleck, während sein Verwandter einen nach beiden Vorderbeinen sich hinziehenden weissen Fleck besitzt. Der kurze Augenblick, als der Marder erschreckt dastand, genügte mir vollständig, dieses Merkmal zu betrachten, und wie

war ich überrascht, als ich die schön gefärbte Kehle erblickte. Der Edelmarder ist eines unserer schönsten Raubtiere. Seine Schlaueit bei der Beschleichtung seiner Beute, seine Schnelligkeit beim Verfolgen der Opfer wird von keinem anderen schwererischen Raubtier übertroffen. Die Mordlust erreicht bei den Mardern den Höhepunkt. Schon oft konnte man in den Zeitungen vernehmen, dass ein Hausmarder in einen nicht genügend verschlossenen Hühner- oder Kaninchenstall eingedrungen sei und dort unter den Tierbestand Tod und Verderben gebracht habe. Bekannt ist, dass der Marder über seinen Bedarf tötet, ja, dass er sich gleichsam an dem Blute der Erwürgten berauscht. Der Edelmarder besucht seltener die Stallungen, dagegen wütet er stark unter den Waldtieren. Am Tage hält er sich in einem verlassenen Raubvogel- oder Eichhornnest auf, in der Nacht aber geht er auf die Jagd. Die Ringeltaube überrascht er während des Schlafes, dem vorbeigehenden Hasen springt er auf den Rücken, um ihm den Hals durchzubeissen, das dem Forst oft so schädliche Eichhorn beschleicht er, und weh ihm, wenn es den Feind zu spät bemerkt hat. Eine furchtbare Jagd beginnt durch die Wipfel der Bäume, Stamm-auf und Stamm-herunter, über Bäche und Felsblöcke wird das Eichhörnchen verfolgt, und wenn es der Ermattung erliegt, dann ist's um es geschehen.

Das Edelmarderweibchen wirft im April drei bis fünf Junge, die von ihm mit bewunderungswürdigem Eifer beschützt werden. Nach etwa zwei Monaten wird den Jungen das Jagen gelehrt. Gemeinsam üben sie bald das räuberische Handwerk aus.

Der Edelmarder kommt nicht nur in ganz Europa vor, sondern wird auch in Asien bis zum Altai vorgefunden. Nach Tschudi soll er auch in Nordamerika zu Hause sein. Die schönsten und grössten Edelmarder besitzt Schweden. Schade ist es, dass ein so schönes Tier, das man eifrig des Pelzes wegen jagt, beinahe am Aussterben ist. Uebrigens ist der Nutzen, den der Edelmarder durch Dezimierung von Mäusen und andern Schädlingen leistet, jedenfalls grösser, als der Schaden, den er durch Vertilgung von Waldtieren verursacht.

Hoffen wir, dass durch genügende Schutzmassnahmen und bessere Einsicht des Menschen, die vollständige Ausrottung dieser so interessanten Tierart verhindert wird; denn eine Begegnung mit diesem prächtigen Raubtier bleibt stets eine schöne Erinnerung.

Hans Joss.